Malochen im Hafen

»...es folgt eine Durchsage im Auftrag der Gesamthafen-Betriebsgesellschaft: Der Hamburger Hafen sucht für die nächsten Tage dringend Aushilfskräfte für Be- und Entladearbeiten. Interessenten werden gebeten, sich um 5.30 Uhr in der Einstellungsstelle am Sandtorkai 1 zu melden. Mitzubringen sind Sicherheitsschuhe und Arbeitspapiere.«

Diese Rundfunkdurchsage ist, vor allem nach Feiertagen, bisweilen häufiger zu hören. Der jobsuchende Student stellt sich da die Fragen: »Was erwartet mich dort? Was sind das für Leute, die dort arbeiten? Wieviel Kohle gibt es?«

HAJM-Mitarbeiter Michael Kühl war drei Tage vor Ort, hat mitgearbeitet und sich umgesehen.

Montagmorgen, 5.30 Uhr, Einstellungsstelle. In der Halle des Komplexes herrscht reges Treiben. Vor dem Schalter der Tageskasse steht eine lange Menschenschlange. Viele sind zum ersten Mal hier und lassen sich von einem Büromitarbeiter ihre Stammnummer geben. »Jetzt nehmt Ihr Eure Lohnsteuerkarte und die Versicherungsnummer und legt alles hinten auf den Tresen. Ihr werdet dann aufgerufen und eingeteilt«, kriegen wir Order. Ich setze mich auf einen der Stühle und warte auf meine Einteilung. Zeit, sich die Leute genauer anzusehen. Zwei Tische weiter sitzt eine Gruppe Studenten. Vor dem Tresen eine Ansammlung verbraucht wirkender Männer: selbstherrliche Blicke, Schnapsfahnen.

»Das Niveau hat sich gewandelt.«

Einer von ihnen kommt zu mir an den Tisch und schenkt sich einen Kaffee ein. »Na Junge, zum ersten Mal hier?«, fragt er mich. »Paß auf, daß sie dich nachher nicht mit deinem Lohnstreifen über's Ohr hauen, wir haben schließlich nichts zu verschenken.« Er zeigt auf einen am Nebentisch in eine Zeitung vertieften Mann und bemerkt: »Früher haben sie hier nur Boulevardblätter gelesen; heutzutage sieht man hier schon anspruchsvolle Tagespresse. Das Niveau hat sich in den letzten Jahren zum Positiven gewandelt.« Tatsächlich fällt mir auf, daß hier nicht nur der »typische Hafenarbeiter« zu finden ist, sondern auch viele frisch wirkende Durchschnittsleute.

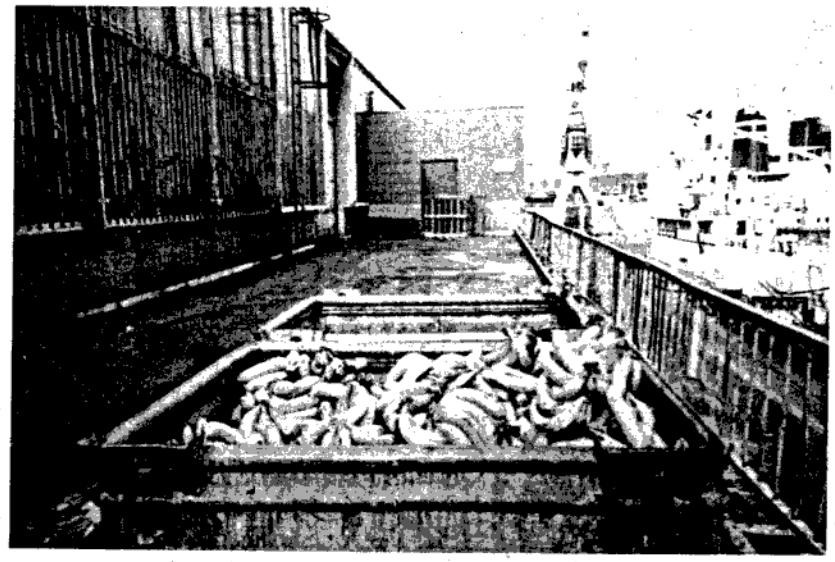
Plötzlich geht eine Seitentür auf, und zwei feste Mitarbeiter schwingen sich hinter den Tresen. »Na Peter, heute zur Abwechslung mal wieder nüchtern?« - Grölendes Gelächter. »So, nu' geiht dat los!«, verkündet einer von ihnen und nimmt die Lohnsteuerkarten zur Hand. »Müller!« - »Hier!«, »Schermann!« - »Hier!«, mehrere Namen werden aufgerufen. »Ihr fahrt mit der Barkasse um 6.10 Uhr vom Sandtorhöft zur Argentinienbrücke«, und mit der Andeutung eines zynischen Grinsens schreit er: »Sackgut!« Großes Hallo in der Runde.

Von allen Arbeiten, die im Hafen zu vergeben sind, ist die Verladung von Sackgut (Zucker, Kaffee, Kakao, Pfeffer) die anstrengendste Tätigkeit. »Besonders im Sommer ist das unangenehm«, weiß Ex-Seemann Bernd G., »bei Zucker kannst du dich vor Wespen nicht mehr retten.«

Die Aufgerufenen nehmen ihre Helme und gehen runter zum Kai. Der Einsatzleiter fragt die Studenten, ob sie schon einen Helm hätten. Sie verneinen. »Hier habt ihr jeder einen Helm. Paßt auf, daß ihn euch keiner klaut. Den ersten Helm gibt's gratis, den zweiten müßt ihr bezahlen! Habt ihr Sicherheitsschuhe?« Einer trägt lediglich normale Halbschuhe und wird weggeschickt. »Wir müssen so pingelig sein«, erklärt mir der Einsatzleiter, »wenn dich einer von der Sicherheit mit den falschen Schuhen erwischt, kann ich meinen Koffer packen.« Plötzlich ein Streit vor der Kasse. »Hau ab, leg dich wieder ins Bett«, schreit ein Büromitarbeiter sichtlich erregt. »Du hättest dir schon lange eine Lohnsteuerkarte beschaffen können. Wenn du sie im März immer noch nicht hast, bist Du hier unerwünscht.« Wer hier nicht an seine vollständigen Papiere denkt, wird wieder weggeschickt, Ausnahmen sind nicht drin.

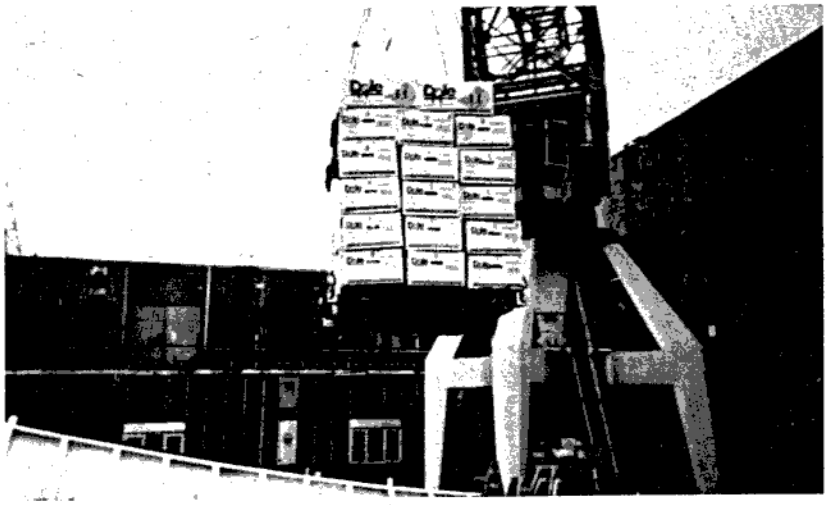
Mit sieben anderen werde ich für die HHLA eingeteilt; Bananen. Mit der Barkasse setzen wir zum Amerikahöft über. Während der Fahrt spricht kaum einer ein Wort. Verstohlen betrachte ich mein Gegenüber: gerötete Haut, unangenehme Gesichtszüge, tätowierte Hände, Kleiderschrankkorpulenz. Im Mund gerade mal zwei Zähne. Das erste Bier.

Um 6.30 Uhr sind wir da und gehen zum Bananenschuppen. Die letzte Zi-



Reife Bananen werden weggeschmissen Foto: Kühl

REPORTAGE



Bananen am Haken

Foto: Kühl

garette. Auf dem Schiff herrscht absolutes Rauchverbot. Wer dagegen verstößt, muß das Gelände sofort verlassen und hat keinen Lohnanspruch für bisher geleistete Arbeit.

Vor dem Schuppen werden wir abermals eingeteilt: »Müller, Hessing, Dahlmann und Schubert auf die »Rio Guayas«, Luke drei!« Durch eine enge Röhre klettern wir über eine Leiter hinunter in den dunklen Bauch des Schiffes. Wo man geht und steht, sind Kisten mit Bananen. Der nun folgende Arbeitsablauf ist an Eintönigkeit durch nichts zu überbieten. In der Mitte des Raumes steht ein Fließband, das die Bananenkisten über eine Winde in den Schuppen befördert. Unsere Aufgabe ist es nun, die Kisten hochzuheben und auf das Fließband zu schmeißen. Wir arbeiten truppweise. Ein Trupp besteht aus vier Leuten. Davon macht einer fünfzehn Minuten Pause und löst hernach einen anderen ab.

Nach zwei Stunden der erste Zwischenfall: Eine Maschine ist defekt. Jetzt kann nur noch mit halber Leistung gearbeitet werden. Doch Zeit ist bekanntlich Geld, darum muß improvisiert werden. Ein Kran wird herangeholt. Die Kisten werden auf Paletten gestapelt und mit dem Kran nach oben befördert. Pro Palette 54 Kisten. Ich werde von meinem Standpunkt abgeordert und soll nach oben auf den Balkon des Schuppens, um mit einem Kollegen die Paletten in Empfang zu nehmen.

»Man will nur dein Bestes - dein Kreuz.«

Oben weist mich der Kollege in die Arbeit ein. Er zeigt mir, wie die Paletten vom Kran abgeklinkt werden. Nebenbei erzählt er mir von den Vorgesetzten. »Laß dich nicht verrückt machen«, rät er mir, »laß dir Zeit und paß auf deinen Rücken auf. Sie wollen alle nur dein Bestes, und das ist dein Kreuz.«
14.30 Uhr, Feierabend. Im Aufenthaltsraum werden jetzt die sogenannten Tickets verteilt, die Bestätigung für 7 2/3 Stunden geleisteter Arbeit. Mit der Barkasse fahren wir zurück zum Sandtorkai. Vor der Tageskasse wieder eine lange Schlange. Wir geben die Tickets ab und werden ausbezahlt, 85,73 Mark sind es für mich.

Dienstag, 6.30 Uhr. Ich werde zusammen mit neun anderen für den Bereich Sackgut eingeteilt. Wieder geht es mit der Barkasse zum Gelände. Heute gilt es, Kaffeesäcke von einer Palette in einen Eisenbahnwaggon zu verfrachten. Achtzig Kilogramm wiegt so ein Sack. Zu zweit packen wir sie an. Nach zwei Stunden frage ich mich zum ersten Mal, welcher Teufel mich wohl geritten haben mag, freiwillig so eine Schinderei zu erdulden. Doch der Schein trügt; es ist nicht das Gewicht, das zu schaffen macht sondern die Art, den Sack zu handhaben. Auch das »Säcke schmeißen«, wie es hier genannt wird, will gelernt sein. »Wenn du den Sack erst einmal losgelassen hast, muß er richtig liegen«, sagt mir der Kollege. Üblicherweise wird hier mit einem Sackhaken gearbeitet (Hafenjargon: »Klatsche«), das erspart das grobe Zupacken. Jedesmal, wenn wir eine Palette gekehrt haben, können wir uns einen Moment hinsetzen und warten, bis der Kran die nächste Hieve aus dem Bauch des Schiffes befördert hat.

»Niemals eine englische Hieve.«

In den kurzen Ruhepausen erzählt mir mein Kollege von seiner Hafenerfahrung: »Dreißig Jahre arbeite ich hier schon, was glaubst du, was ich nicht schon alles erlebt habe. Wenn der verdammte Alkohol nicht wäre, würden viele Unfälle nicht passieren.« Obwohl nur eine geringe Zahl am Arbeitsplatz dem Alkohol frönt, hat das zum Teil dramatische Folgen. »Vor zwei Jahren haben zwei im Suff eine »englische Hieve« hergestellt. Sie haben ein Seil auf den Boden gelegt, darauf die Säcke geschmissen und einfach verknotet. Als der Kran sie anheben wollte, löste sich der Knoten und die schweren Säcke begruben zwei Kollegen unter sich.«
Um elf Uhr ist »Halbe«, 30 Minuten unbezahlte Pause. In der Kantine ist es brechend voll. Das Essen ist gut und reichlich, eine Tasse Kaffee kostet 20 Pfennig. Dann sind wir wieder bis 14.30 Uhr am Waggon beschäftigt.

Mittwoch, 13.30, zweite Schicht. Auch heute werde ich wieder für den Bereich Sackgut eingeteilt. Heute haben wir wesentlich mehr Zeit, um uns zu unterhalten als gestern. Im Schiff sind zwei Männer ausgefallen, es geht etwas ruhiger zu. Im Laufe des Vormittages lerne ich Karl-Heinz kennen.

»Von allen Übeln habe ich das kleinere gewählt.«

Seit anderthalb Jahren arbeitet er im Hafen. »Ich arbeite nicht gern«, gibt der ehemalige Bäckergeselle zu,

»daher habe ich mir von allen Arbeitsplätzen den angenehmsten ausgesucht. Hier brauche ich mich um nichts zu kümmern; ich mache meine Arbeit, und wenn ich nach Schichtende meinen Blaumann in den Spind schmeiße, ist Feierabend. Du brauchst dich in deiner Freizeit nicht mehr mit der Arbeit zu belasten wie in vielen Bürojobs.«

Der Kran bringt die nächste Palette. Der Vorarbeiter kommt und schaut uns bei der Arbeit zu. Als er merkt, daß ich immer noch einige Schwierigkeiten mit den Säcken habe, löst er den Kollegen ab und zeigt mir in Ruhe, worauf zu achten ist.

Um 23.10 Uhr ist die Schicht zu Ende. Zusammen mit den anderen hole ich meinen Lohnstreifen ab.

Wer im Akkord arbeitet, kann viel Geld verdienen. In einen Container passen bis zu 360 Säcke. Wenn zwei Männer zweieinhalb Container beladen haben, können sie Feierabend machen. Je schneller sie sind, desto mehr verdienen sie. Übrigens: Ein Bananendampfer kann bis zu 26,4 Millionen Bananen geladen haben, hundertzwanzig Stück in jeder Kiste, 220.000 Kisten.

»Unständig beschäftigt - ein Stück Freiheit?«

Am nächsten Tag hole ich mein Geld ab, 104,02 Mark für die zweite Schicht. Ich bleibe noch einen Augenblick in der Halle, um den Rest Kaffee zu trinken, der, noch lauwarm, in meiner Thermoskanne ist. Ich komme mit einem Arbeiter ins Gespräch: »Als unständig Beschäftigter bist du ein freier Mann«, meint er. »Du kannst kommen und gehen, wann du willst, abends ist cash angesagt. Der Nachteil ist allerdings, daß es keine Garantie auf Beschäftigung gibt. Vor einigen Monaten haben sie uns gegen 10 Uhr einen 20-Mark-Schein in die Hand gedrückt und dann weggeschickt.«

Ich packe meine Tasche und werfe noch einen letzten Blick in die Halle. Insgeheim beneide ich sie, die Knastbrüder, Aussteiger, Individualisten, vom Leben maßlos enttäuschten aber auch existenz-gescheiterten Menschen, die jenes Flair ausmachen, das du nur im Hafen findest - ein Stück Hamburg. Aber die Nachteile, die ich in Kauf zu nehmen hätte, lassen mich schnell wieder in meinen »bürgerlichen Beruf« zurückkehren.

Wer Interesse hat, in den Ferien im Hafen zu jobben, braucht Sicherheitsschuhe (nur der Helm wird gestellt), eine gültige Lohnsteuerkarte und den Nachweis über die Mitgliedschaft in einer Krankenkasse (dafür reicht in der Regel ein Krankenschein).

Beim ersten Mal sollte man etwas früher kommen, damit Zeit zur Entgegennahme der Stammnummer bleibt. Beim Umgang mit bestimmten Stoffen wie zum Beispiel Pansen, Fischmehl oder Graffit gibt es Extra-Zulagen.